

MIKE WAPPLER TIM GUTKE

Milliarden MIKE

**Ich hab
sie alle
abgezockt**



DUMONT

Mike Wappler kann weder lesen noch schreiben, doch er hat in seinem Leben alles erreicht, was er erreichen wollte: Börsenspekulant, Diamantenhändler, Modelagentur-Besitzer, Rolex-Träger, Bentley-Fahrer, Baron – Mike Wappler ist »Milliarden-Mike«, der gerissenste Hochstapler Deutschlands. Wie er es schaffte, immer wieder Menschen übers Ohr zu hauen? Durch die Gier der Reichen. Seinen größten Coup landet er, als er einen Privatier um mehr als 6 Millionen Euro betrügt. Die Quittung dafür: Sechs Jahre »Santa Fu«, von wo er wenige Tage vor Beginn der Sicherungsverwahrung ausbricht. Er wird geschnappt, doch dank des Urteils des Europäischen Gerichtshofs kommt Mike Wappler wenig später auf freien Fuß. Seine Zukunftspläne? Einen Porsche kaufen und seriös werden. Er möchte eine Beratungsfirma zum Schutz vor Betrug eröffnen – wer könnte das besser als er?

Mike Wappler wurde 1955 geboren. Bereits im Alter von acht Jahren wurde er ins Milieu eingeführt und brachte es durch zahlreiche Coups zum größten Hochstapler Deutschlands. Er verbrachte fast 20 Jahre seines Lebens im Gefängnis. Sein Ausbruch aus der JVA Fuhlsbüttel und seine spektakuläre Flucht gingen 2010 durch die Medien. Mike Wappler lebt in Hamburg.

Tim Gutke, Jahrgang 1977, war knapp ein Jahrzehnt Redakteur beim *Playboy*. Er schreibt als freiberuflicher Journalist u. a. für das *SZ-Magazin*, *GQ*, *Abendblatt*, *Playboy* und *Cicero*. Er war Textchef des internationalen Männermagazins *L'Officiel Hommes* und arbeitet als Chefredakteur für den Medienkonzern Gruner & Jahr.

Mike Wappler / Tim Gutke

Milliarden Mike

***Ich hab sie alle
abgezockt***

DUMONT



Originalausgabe

Mai 2013

DuMont Buchverlag, Köln

Alle Rechte vorbehalten

© 2013 DuMont Buchverlag, Köln

Umschlag: Zero, München

Umschlagabbildung: Christina Körte, www.christinakoerte.de

Satz: Angelika Kudella, Köln

Gesetzt aus der Albertina

Druck und Verarbeitung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-8321-6200-9

www.dumont-buchverlag.de

Vorwort des Autors oder der kurze Weg von der Lüge zur Wahrheit

Ich fand das Milieu schon immer spannend. Zumindest das, was ich als solches in meinem Kopf gespeichert hatte. Und das sah in etwa so aus: Aufrechte Vollkaufmänner, die sich für das, was sie sagten und taten, gerade machten. Gerade machen. Allein dieser Begriff. Wunderbar. Wir Hamburger Jungs spielten nicht Indianer und Cowboy, sondern Lude und Bulle. So war das damals, als ich ein Kind war. Oder zumindest will ich heute glauben, dass es damals so gewesen ist.

Im Dezember 2002 zog ich nach München und begann, das alles zu vergessen: die Nächte auf der Reeperbahn, die Nutten, die einen fragten, ob man »Bock auf ein bisschen Spaß hat«, und die Ecken, die man besser mied, wenn man mit einigen Bier im Kopf als Zaungast durch das Milieu stolperte.

Man vergisst ja bekanntlich mehr, als man je wusste.

Bis ich Peter Mike Wappler kennenlernte. Wir kamen zusammen, wie man mit Menschen solchen Kalibers wohl zusammenkommt – durch einen Zufall. Ein gemeinsamer Bekannter stellte uns vor. Er hatte mir schon einige Male von dem seltsamen Leben des »Mike W.« erzählt. Oft endeten seine Geschichten mit dem Satz: »Über den musst du ein Buch schreiben.« Er selbst hatte bereits einige Fernsehbeiträge mit Mike gedreht. Immer wenn er für eine Geschichte einen Alt-Luden oder einen Betrüger brauchte, der etwas zu irgendwelchen Themen sagen sollte, rief er Wappler an.

So kam ich also bei einem Hamburg-Besuch – der Geburtstag eines Freundes stand an – zu dem Vergnügen einer spontanen Audienz bei Mike Wappler. Er war freundlich, seine gereichte Hand weich, sein Aftershave zu stark. Sei's drum. Nach unserem einstündigen Treffen an der Bar des Hotels Atlantic an Hamburgs Alster, vor dessen Panoramafenster ein ungewöhnlich heftiger Sturm für den Monat Mai tobte, war mein erster Gedanke: Dem Typen würde ich nicht mal 2,30 Euro für eine Cola Light leihen, von der er eine nach der anderen trank. Das also soll der große Betrüger sein, der große »Milliarden-Mike«? Ich befürchtete, dass ich die Stunde als verschwendete Lebenszeit würde verbuchen müssen.

Seine Geschichten, die er auftischte, ohne darauf zu achten, wem er hier was erzählte, klangen unglaublich, ja, beinahe schon unglaubwürdig. In einer Stunde vom Luden zum größten Betrüger, vom kleinen Gauner zum Sicherungsverwahrten und vom Flüchtling zum freien Mann. Er ließ keine Gelegenheit aus, sich größer zu machen, als er ist. Ein klassischer Aufschneider, ein Schnacker. Aber er hatte etwas, was mich faszinierte, das musste ich zugeben. Wir trennten uns mit Hausaufgaben für beide Seiten: Ich sollte überlegen, ob ich diese Geschichte schreiben will, er sollte mir die Gerichtsakten zukommen lassen, weil ich schlichtweg nicht glauben konnte, was er mir da alles erzählte.

Nach zwei Wochen klingelte es an meiner Tür in München. Ich sah, wie der Postbote schnaubend die Altbaustufen hochtrottete. In seinen Händen: ein Paket, so groß wie ein Turnkasten aus dem Schulsport. Der Inhalt: Mike Wapplers Gerichtsakten. Schätzungsweise 4000 Seiten aus verschiedenen Jahren. Nicht vollständig, kaum sortiert. Ich saß einige Tage über diesem Berg Papier und versuchte Ordnung hineinzubringen. Erfolglos. Ich rief Mike an und sagte zu.

Nicht, weil ich seine Eitelkeit befriedigen wollte und meinen Reichtum mehren, sondern weil mich beim Lesen dieser Akten ein Phänomen ganz besonders fasziniert hatte: Mike Wappler funktioniert als Betrüger nur so hervorragend, weil er die Menschen an einer dunklen Stelle packt – der Gier. Er betrog Reiche, die glaubten, noch immer nicht reich genug zu sein. Gier ist etwas, was mehr oder weniger in uns allen steckt. Es ist der thematische Klebstoff, der alle seine Geschichten zusammenhält.

Nach einigen Tagen zwischen unzähligen Papierstapeln wurde mir klar: Geld und Glück stehen in keinem direkten Verhältnis zueinander. Und doch glauben wir das alle so gerne. Wappler führt uns diesen Irrglauben beispiel- und schmerzhaft vor Augen. Auch bietet er einem die einzigartige Möglichkeit, über die Bedeutung von Geld nachzudenken – in unserer Gesellschaft und in unserem Leben.

Sicher gibt es heutzutage Menschen, die mehr Geld ergaunert haben als Mike Wappler. Die ganzen Wirtschaftsverbrecher, die Firmen pleitegehen lassen und dann durch geschickte Insolvenzen Millionen kassieren. Menschen, die durch organisierte Kriminalität Tonnen von Drogen durchs Land schieben und mit dem Verkauf unendlich reich werden. Entführer, die mit einem Schlag Millionen erpressen. Die gibt es alle und noch viele mehr.

Peter Mike Wappler ist dagegen ein krimineller Dinosaurier aus einer Zeit, als Betrug noch »ehrliche Arbeit« war. Oder besser: ein Handwerk. Diese Komponente gefiel mir ganz besonders gut, ohne Mike glorifizieren zu wollen. Er ist möglicherweise der letzte Vertreter einer Gauner-Gemeinschaft, die nun durch Super-Kriminelle abgelöst wird.

So fuhr ich also nach Hamburg, belegte die Couch eines Freundes auf unbestimmte Zeit, und wir setzten uns zusammen, Mike

und ich. Über mehrere Wochen ließ ich mir von ihm sein ganzes Leben erzählen, das sich auch bruchstückhaft in den Gerichtsakten wiederfindet. Aber eben nicht alles. Und man muss ja auch sagen: Was in den Akten steht, wurde zwar zu Protokoll gegeben, ist damit aber noch nicht die Wahrheit. Irgendwann schoss mir ein Gedanke durch den Kopf: Was ist, wenn er dich anlügt? Wenn alles ganz anders war? Immerhin ist er ein Hochstapler, da bin ich doch ein billiges Opfer. Ich traf mich also zur Sicherheit mit Menschen, die sein Leben in Etappen begleitet haben. Eigentlich vorrangig zur Recherche, zur Absicherung. Doch irgendwann dachte ich, lass sie doch auch reden. Denn sie sind es, die eine Perspektive haben, die Mike gar nicht einnehmen kann, und somit das Bild von ihm vervollständigen. Sie bieten sozusagen die andere Sicht der Dinge. Sie sind die Menschen, die einen Betrüger glaubhaft machen. Natürlich war es mir dennoch nicht möglich, alle Anekdoten, die Wappler überfallartig ausplauderte, zu überprüfen, auf ihren Wahrheitsgehalt zu durchleuchten und wie mit dem Mikroskop darin nach Fehlern und Ungereimtheiten zu suchen. Mike sagte einmal: »Damit die Lüge zur Wahrheit wird, braucht es einen guten Geschichtenerzähler.« In diesem Sinne mache ich mich vielleicht zu des Teufels Advokat – eine Sache, die mich lange beschäftigt hat. Denn nur weil jemand eine Lüge aufschreibt, wird sie damit nicht automatisch zur Wahrheit.

Ich muss also Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, die Entscheidung überlassen, welche Geschichten Sie für wahr und welche für eine Lüge halten. Ich vermag es nicht, diesen Filter über das Leben von Mike Wappler zu legen. Da ich die Gerichtsakten gelesen habe, weiß ich aber: Grundsätzlich ist diesem Mann alles zuzutrauen.

Eine weitere kleine Erkenntnis, die ich aus den Akten gewonnen habe, möchte ich Ihnen schon hier an die Hand geben, sie

könnte Ihr Leben retten: Sollte Ihnen jemand ein Angebot machen, dass zu gut klingt, um wahr zu sein, dann ist es eine Lüge. Egal, wie gut der Geschichtenerzähler ist.

Tim Gutke, Mai 2013

2010

Frische Luft für Herrn Wappler

Wir alle sind Betrüger und Betrogene. Vom Nordkap bis nach Kapstadt und von der Mongolei bis nach Hawaii – unsere feine Gesellschaft beschleißt sich, wo sie nur kann. Der Angestellte seinen Vorgesetzten, dieser seinen eigenen Chef und dieser im Gegenzug den Staat. Die Kinder ihre Eltern, der Mann seine Frau und diese wieder ihn. Es geht nicht immer nur um Geld. Für alles, was im Leben irgendeines Menschen einen Wert hat, findet sich jemand anderes, der ihn dafür übers Ohr haut. Ich für meinen Teil habe kaum einen Cent in meinem bisherigen Leben rechtmäßig erworben. Zumindest nicht so, dass ich mich daran erinnern könnte. Und ich hätte es mir bestimmt gemerkt, denn Rechtschaffenheit entspricht nicht unbedingt meiner Natur.

Es ist beileibe nicht so, dass ich stolz auf alles bin, was ich getan habe, aber irgendwie hielt das Leben wohl keine andere Wundertüte für mich bereit. Das ist keine Entschuldigung und schon gar keine Rechtfertigung für meine Taten, vielleicht aber eine Erklärung. Denn Rechtschaffenheit ist für Menschen gemacht, die es sich leisten können. Als ich aber an dem Punkt war, dass ich mir etwas leisten konnte, steckte ich schon bis zu den Knien im Verbrechen und bis zu den Ellenbogen im Geld.

Aber was ist denn schon rechtschaffen? Darf man nach quälend langen Stunden in einem unklimatisierten Bus vom friesischen Flachland bis ins italienische Hinterland so lange auf alte

Damen einreden, bis sie endlich eine Heizdecke kaufen, nur um wieder nach Hause zu dürfen? Hat es etwas mit Rechtschaffenheit zu tun, wenn Milliarden um Milliarden des Geldes gutgläubiger Anleger von gesichtslosen Bankangestellten, geschmückt mit Schlips und Kragen und bewaffnet mit geschulten Worten, durch riskante Spekulationen ums Eck gebracht werden? Ist es rechtschaffen, den Chef am Morgen anzurufen, um sich mit belegter Stimme und einem gequälten Huster krank zu melden, obwohl man doch eigentlich nur keinen Bock hat, wieder den ganzen Tag Papiere von einem Fach ins andere zu legen? So wie man es schon seit zehn Jahren macht, doch gerade heute geht die Lust auf den Kantinenfraß und die Vorgesetzten gegen null. Verhält sich so ein grundguter Mensch oder macht ihn das zu einem schlechteren?

Der Grat zwischen Lüge und Wahrheit ist eben ein schmaler und oft ist er nicht gut zu sehen, weil einem der Eigennutzen die Sicht vernebelt. Unsere Gesellschaft ist auf Lügen aufgebaut. Frauen wollen nicht wirklich wissen, ob sie einen dicken Arsch bekommen haben, und der Hobby-Koch will hören, dass sein Essen schmeckt – nicht die Wahrheit. Wer einmal auf die Frage »Na, wie geht's?« mit der Wahrheit rausgerückt ist, weiß, was ich meine. Die Menschen können die Wahrheit nicht ertragen. Kürzlich hat ein Professor im Frühstücksfernsehen behauptet, dass jeder Mensch am Tag etwa fünfzig Mal lügt. Ich glaube ihm. Ich denke sogar, es kommt noch häufiger vor.

Wir sind alle Betrüger. Die einen im kleinen, die anderen im Großen. Ich gehöre zu denjenigen, die im großen Stil betrogen haben. Wobei ich mich weniger als Betrüger oder Hochstapler sehe, sondern eher als Geschichtenerzähler. Und diese Geschichten habe ich teuer verkauft – an die, die selbst betrügen wollten,

die Gierigen. Und davon gibt es viele da draußen. Etwa sieben Milliarden.

Ich muss die Augen zusammenkneifen, die Sonne steht tief. Es ist der 15. Oktober 2010, ein Freitag. Nicht, dass die Wochentage in den letzten Jahren irgendeine Rolle gespielt hätten, denn in meiner damaligen Welt waren sie einzig dafür gedacht, abzulaufen. Jede Sekunde. Jede Minute. Tage. Monate. Jahre. Zeit ist tatsächlich relativ, Einstein hatte da schon recht. Wenn ein Tag wie der andere ist, dann sind sie zumindest relativ bedeutungslos. Aber der heutige Tag ist wichtig – denn ich habe nachher noch einen Flieger zu kriegen.

Ich weiß nicht, wie lange ich die Sonne nicht mehr so bewusst und warm auf meiner Haut gespürt habe. Ein Gefühl, das durch den ganzen Körper strömt. Es fängt im Gesicht an, über die Bartstoppeln kriecht es in die obere Hautschicht, dann in die Fettschicht darunter und über die Venen gelangt dieses Gefühl vom großen Glück mit jedem Herzschlag auch in die letzten feinen Äderchen. Als Schwarzfahrer auf den Blutkörperchen erreicht es die Fingerkuppen, die Füße, die Haarspitzen. Bumm bumm ... bumm bumm. Das Herz pumpt dieses Gefühl durch den ganzen Körper und lässt es zirkulieren. Sonne ist der Motor des Lebens. Der Motor, das Benzin und die Straße – alles in einem. Erst wenn sie einem genommen wird, weiß man sie wirklich zu schätzen. Mit der Freiheit verhält es sich genauso.

Ich habe diese kleine Welt hier in Lübeck lange nicht mehr so schön in Blüte stehen sehen. Das Amselpärchen scheint hier gerade frisch in den Garten gezogen zu sein, so fröhlich pfeifen die zwei Vögel ein Lied vom Apfelbaum herunter. Die Luft ist leicht und trägt den feinen Duft von frischer Wäsche, die zum Trocknen

nach draußen gehängt wurde, über den Gartenzaun aus Blech zu uns auf die Terrasse. Ein Windspiel, das über der schiefen Holztür des Geräteschuppens hängt, begleitet diesen Geruch mit einer nervigen Melodie.

»Na, Wappler, wie schmeckt die Wurst?« Ich nicke. Keinen Bissen kriege ich hier runter. Auf dem Grillrost liegen noch sechs Bratwürste. Goldbraun. Ein dicker, zäher Tropfen Fett drückt sich aus einem Würstchenende, glänzt für einen Augenblick wie ein Diamant in der Sonne und fällt dann unwiederbringlich in die Glut.

Eine fette Fliege macht sich an etwas getrocknetem Ketchup zu schaffen. Ihre sechs Beine huschen hektisch über den weißen Plastikdeckel der Tube. Sie macht sich über die verkrusteten, tiefroten Reste her, die oben an dem kleinen Loch kleben geblieben sind, weil irgendwer irgendwann unachtsam das Ketchup ausge-drückt hat und dann offen stehen ließ. Die Fliege, die so elegant in der Sonne schimmert, scheint sich an unserer kleinen Gesellschaft hier im Garten kaum zu stören. Sie wäre jetzt sicher eine leichte Beute. Eine schnelle Handbewegung, und ich könnte sie fangen, in meiner Faust zerdrücken. Aber warum sollte ich? Ich weiß, wie es ist, vom Wohlwollen anderer abhängig zu sein. Leben? Sterben? Blöd, wenn man das nicht selbst entscheiden kann. Ich habe mal aufgeschnappt, dass die Lebensdauer einer Fliege nur wenige Wochen beträgt und sie die meiste Zeit ihres Seins im Larven-Stadium verbringt. Sie frisst dann alles, was ihr vors Maul kommt. Und irgendwann, kurz bevor dieses Wesen von einer übergeordneten Macht wieder in den ewigen Kreislauf von Leben und Sterben eingegliedert wird, drückt sie sich aus ihrem zu engen Madenkostüm hinaus. Erst der Kopf, dann die dünnen Beinchen, dann, mit viel Druck, der restliche Körper. Der große

Auftritt. Scheinwerfer, Trommelwirbel bitte. Tatataaa ... eine beschissene Fliege. Ich frage mich dann: Weiß dieses Tier, das seine längste Zeit bereits vorbei ist? Ich kann es mir zumindest vorstellen, so schnell wie sie sich putzt, von links nach rechts fliegt, als hätte sie keine Zeit zu verlieren. Dabei ist es nicht sonderlich wichtig, wie lange man lebt, sondern wie intensiv. Diese Erkenntnis ist nicht neu, aber in den letzten Jahren wie eine saftige Frucht in meinem Hirn gereift. Heute möchte ich sie ernten und endlich wieder intensiv an meinem eigenen Leben teilnehmen.

Ich führe meine rechte Hand ganz langsam zu meinem Fuß. Die Fesseln drücken. Sie sind etwas zu fest für meinen Geschmack. Besonders am linken Fuß, der, seitdem ich denken kann, immer ein wenig angeschwollen ist. Das muss aus der Zeit stammen, als ich noch geboxt habe. Früher hat es mich kaum gestört. Dass es mich heute nervt, muss wohl daran liegen, dass es mich an mein Alter erinnert.

Ich reibe mir dir Druckstelle am Fuß. Wenigstens das geht. Sie haben mir die Handschellen abgenommen und doch bin ich ein Gefangener. Ein Verbrecher. Und ein ziemlich guter dazu: Ich bin für einen genialen Coup gestorben und wieder auferstanden. Mir fallen außer Jesus und mir nicht viele Personen ein, die so etwas schon einmal hinbekommen haben. Ich bin Immobilienhändler, Jachtbesitzer und Modelagentur-Inhaber. Ich bin mein eigener Zwilling Bruder und Boxstallbesitzer, ich habe mehrere Villen, einen schnellen Mercedes und trage, wenn es mir dienlich erscheint, einen gekauften Baron-Titel. Ich bin alles und doch nichts. Ich habe Doktoren und Rechtsanwälte betrogen. Ich habe Ganoven übers Ohr gehauen und Dinge verkauft, die ich gar nicht besaß, in Containern, die es gar nicht gab. Ich habe jemandem aus einer unglaublich reichen Familie Diamanten verkauft, die nie ge-

schürft wurden, und ihn in vier Jahren um etwa sechs Millionen Euro erleichtert. Ich bin ein gefangener und verurteilter Betrüger und Verbrecher, doch hier im Garten meiner Schwester breche ich heute aus.

Die Bierbankgarnitur, die Beate für diesen feierlichen Anlass – und damit ist der neue Job meines Neffen und nicht mein Ausbruch gemeint – aus dem Keller auf die Terrasse geschleppt hat, ist festlich geschmückt. Neben den Ketchup-Tuben, Senfgläsern und Bierflaschen hat sie einige Gänseblümchen in alten Blechdosen auf den Tisch gestellt. Das hat etwas so Unschuldiges, was dermaßen im Widerspruch zu meinen Plänen für diesen Tag steht, dass ich unweigerlich lächeln muss.

»Na Wappler, dir scheint's ja schon besser zu gehen«, bellt einer der zwei Polizisten, die mich auf diesem Ausflug ins beschauliche Lübeck freundlicherweise begleiten. Ein junger Bursche. Groß, kräftig und bestimmt schnell auf den Beinen. »Geht so«, antworte ich und signalisiere mit einem Kopfnicken, dass ich mich mal in Richtung Toilette aufmachen möchte. Mit einer beiläufigen Handbewegung, die wohl sein Einverständnis bedeutet, widmet er sich wieder mit ganzer Hingabe und voller Aufmerksamkeit seiner Bratwurst. »Der Magen, hmm?«, murmelt er, wobei ihm einige Bröckchen Fleisch aus dem Mund purzeln. Ich nicke und schleiche gekrümmt, wie zur Bestätigung seiner Vermutung, an ihm vorbei ins Wohnzimmer. Seit einer Woche klage ich in der Justizvollzugsanstalt Fuhlsbüttel, besser bekannt als Santa Fu, über Bauchschmerzen. Ich habe mir dort Tabletten verschreiben lassen und allen immer wieder von meinem schlechten Magen erzählt, damit mein Wegbleiben, auch wenn es ungebührlich lange ausfällt, heute niemanden überrascht.

Mit den Fesseln anständig einen Fuß vor den anderen zu krie-

gen ist weniger schwer, als man denken mag. Laufen läuft zwar nicht, aber gehen geht. Von der Gartentür bis zur Toilette sind es exakt sechzehn Schritte. Ich bin diesen Weg im Kopf den letzten Monat oft gegangen. Meine letzten sechzehn Schritte als Gefangener. Oder besser: meine ersten sechzehn Schritte in die Freiheit. Jetzt nichts übereilen. Ganz ruhig. Der weiche Teppich gibt bei jedem Schritt nach. Vorbei an dem Regal mit Büchern, an der schwarzen Leder couch und dem Setzkasten, der mit beschissenem kleinen Nippes gefüllt ist: Parfümflaschen in Miniaturgroße, kleine Lokomotiven aus Messing und blaue Nilpferde aus Überraschungseiern, die Hüte in Übergröße tragen und auf einer gewaltigen Trompete spielen oder andere lustige Dinge treiben. Anscheinend fällt den Typen, die den Mist erfinden, der in die kleinen Plastik-Eier passt, nichts Besseres mehr ein. Was ist mit den Minihubschraubern, die früher drin waren? Oder den anderen Dingen, die man mit wenigen Handgriffen zusammenbauen konnte?

Ich blicke mich um und sehe durch das große Terrassenfenster die Beamten auf der Bierbank sitzen. Ich würde gerne so etwas rufen wie: »Tschüss, ihr Lutscher« oder »Wir sehen uns im nächsten Leben, ihr Penner«. Aber besser nicht, denke ich, einfach Fresse halten. Mein vorlautes Mundwerk hat mich schon in genug schwierige Situationen reingequatscht. Ich schaue dem einen Beamten direkt in die Augen. Er nickt und schiebt sich eine Gabel, auf der er geschickt einen Haufen Kartoffelsalat balanciert, in den weit geöffneten Mund. Ich verstehe das als Abschiedsgeste.

Im Badezimmer schließe ich langsam die Tür und drehe den Schlüssel um. Mit dem Rücken lasse ich mich gegen das Holz fallen. Es riecht nach Zitrone, Beate muss noch gewischt haben, als

ich gerade mit den zwei Beamten auf dem Weg von Santa Fu hierher war. Von Hamburg nach Lübeck haben wir nur 45 Minuten gebraucht. Es war kaum Verkehr auf der A1, wer will auch sonst, außer zwei Beamten in Zivil und einem Betrüger in Ausbruchslaune, an einem Freitag zur Mittagszeit nach Lübeck? Der verchromte Wasserhahn glänzt im Licht der Deckenlampe. Die braunen Kacheln, der blaue Duschvorhang, der Geruch nach Zitrone und Seife: Wie schön sauber und gutbürgerlich hier alles ist. Es ist nicht so, dass ich die letzten sechs Jahre auf vieles hätte verzichten müssen – bis auf die Freiheit natürlich –, aber Sauberkeit und diesen stinknormalen, ja, biedereren Firlefanz, den habe ich doch sehr vermisst. In zwei kurzen Schritten bin ich am Spiegel angelangt und schaue in ein müdes Gesicht. Mein Blick wandert von meiner Nasenspitze hinunter zu meinem Bauch. Weiter kann ich nicht sehen, aber es reicht. Alt bin ich geworden. »Mann, du bist alt geworden«, entfährt es mir, als ob meine Augen dem Hirn nicht trauen und es besser den Ohren sagen, damit die es ja nicht vergessen. Die Haare grau, unter den Augen Falten. Zugegeben, ich habe etwas zugelegt. Brust, Hüfte, irgendwie sah ich mal sportlicher aus, stand besser im Saft. Dieser verdammte Jogginganzug, denke ich. Es muss an diesem verdammten Jogginganzug liegen, dass ich so alt aussehe.

»Träumst du, oder was jetzt?« Es ist Michel. Mit einem breiten Grinsen steht er im Badezimmer. Seine Jeans hängt auf halb acht und er trägt seine Baseballkappe verkehrt herum. Mit dem Bolzenschneider, den er lässig in der linken Hand baumeln lässt, erinnert er mich an eine Comicfigur aus der Walt-Disney-Welt. »Ich dachte, die Dinger wären out«, sage ich und zeige auf seine Mütze. »Die guten Dinge sind nie out«, antwortet er, ohne auch nur eine Sekunde das Grinsen einzustellen. So, als hätte er die Antwort

schon lange vorbereitet und vorsorglich in einer Hirn-Schublade gespeichert, um sie jetzt zum Besten zu geben. »War es bequem im Schrank?«, frage ich. »Ging schon.«

Ohne weitere Worte zu verschwenden, schneidet er mit wenigen geschickten Bewegungen die Kette zwischen meinen Fußfesseln durch. »Butterweich«, flüstert er und scheint über diese Tatsache selbst etwas verwundert zu sein. Er nickt, und ich nehme ihn, auch weil mir irgendwie nichts anderes einfällt, in den Arm. »Danke, alter Freund, ich stehe tief in deiner Schuld«, sage ich und merke, dass dieser Satz bedeutungsschwangerer klingt, als er eigentlich soll. Eines wollen wir hier mal nicht vergessen: Geplant und bezahlt habe ich die ganze Veranstaltung. »Jetzt raus«, sagt Michel und öffnet mit einer ruckartigen Bewegung das Badezimmerfenster. »Der Wagen steht gleich links. Geld, Anzüge und dein Gepäck, alles auf der Rücksitzbank. Der Fahrer kennt den Weg.«

Ich habe die letzten sechs Jahre eingesessen. Eigentlich fast mein ganzes Leben. Nahezu alle meine Haftstrafen bekam ich wegen Betrug und Urkundenfälschung. Heute, am 15. Oktober, hätte ich eigentlich noch zehn Tage meiner regulären Strafe vor mir, wenn ich die Zeit nicht abgearbeitet hätte. Aber ich bin dennoch kein freier Mann, im Gegenteil. Auf mich wartet die Sicherungsverwahrung, ein Nazi-Gesetz von 1933. Auf mich, einen Betrüger. Ich bin kein Mörder, der reichen Männern aus Habgier auflauert, um ihnen die Kehle durchzuschneiden. Kein Vergewaltiger, der wehrlose Frauen hinter Büsche zieht. Ich bin keiner, der gewalttätig ist. Ich bin eigentlich harmlos. Ich habe nie Geld von den Armen, den kleinen Leuten genommen oder von denen, die selbst nichts zu essen auf dem Tisch haben. Ich habe es immer nur von Menschen

genommen, die gierig waren. Die Reichen. Die Superreichen. Ich bin ein Betrüger und Ganove, dazu stehe ich. Jeder ist für sein Leben verantwortlich, das hat mir schon meine Mutter eingebläut, da gibt es keine Entschuldigungen, keine Ausreden. Aber einen Betrüger womöglich für ewig wegsperrern? Das kann ja nur bedeuten: In unserer Gesellschaft ist Geld mehr wert als ein Leben. Soll ich tatsächlich den Rest meiner Tage in der Sicherungsverwahrung verbringen? Ist das fair? Für mich bedeutet das ein Tod auf Raten. Eine Präventivstrafe ohne Aussicht, dass man je wieder aus dem Knast kommt. Ein »Sonderopfer« für die Allgemeinheit, so heißt es. Ein Sonderopfer. Was für eine seltsame Definition. Was für eine schräge Auffassung von Gerechtigkeit ist das eigentlich? Ein Mensch soll weiter einsitzen, obwohl er die Haftstrafe für sein Vergehen bereits abgesessen hat. Welche Willkür übt ein Staat da aus? Ohne mich.

Ich hätte jede Haftstrafe akzeptiert, auch wenn es dreißig Jahre gewesen wären. Aber möglicherweise auf ewig weggesperrt zu werden, das ist pervers, denke ich, während ich mich durch das kleine Badezimmerfenster drücke. Nicht gerade elegant, aber effektiv. Das wäre vor ein paar Jahren sicher auch leichter gegangen. Im Augenwinkel sehe ich Michel. Er führt seine rechte Hand zum Kopf, macht die Finger steif und salutiert wie ein Soldat. Altberrner Kerl, denke ich und schenke ihm zum Abschied mein bestes Lächeln.

Die Fahrt zum Flughafen Lübeck nutze ich, um mich im Auto umzuziehen. Endlich wieder ein Anzug am Leib. Ich fühle mich um Jahre verjüngt. Ein Jungbrunnen aus Stoff und Garn. Kleider machen eben doch Leute und Jogginganzüge aus jungen Männern alte Kerle. Ich greife in die Brusttasche und fühle das, was mich über

all die Jahre stark gemacht hat, mir immer ein gutes Gefühl gegeben hat: Geld. Sechstausend in bar sollten das sein. Genug für die erste Zeit. Ich muss daran denken, wie doof die Beamten dreinschauen werden, wenn sie nicht mich, sondern Michel im Klo vorfinden. Vorher wird er sie sicher eine halbe Stunde lang beschäftigen können – durch die dicke Badezimmertür aus Holz klingt seine Stimme wie meine. Bis dahin sollte ich am Flughafen sein. Vielleicht schon durch die Kontrollen. Sie werden Michel nichts beweisen können. Er ist routiniert im Umgang mit der Polizei. Wenn sie mich dann endgültig zur Fahndung ausrufen, Teile der Stadt sperren und die Ringfahndung einleiten, sollte ich bereits in der Luft sein, so hoffe ich zumindest. Ein internationaler Haftbefehl braucht etwa drei Stunden, bis er vom Staatsanwalt unterschrieben ist. Diesen Vorsprung werde ich nutzen.

Vor lauter Freude trommle ich mit den beiden Zeigefingern auf die Kopfstütze des Beifahrersitzes. Endlich raus. Ein Blick auf meine Uhr. Eine Rolex, die ich mir von dem ersten lukrativen Coup gegönnt habe. Als ich daran denke, muss ich laut lachen.

Ich hatte mir in den 70er-Jahren an der Hamburger Elbchaussee, einer Nobelstraße, einen Monat lang eine ziemlich protzige möblierte Villa gemietet. Dem Vermieter hatte ich erzählt, ich wäre geschäftlich in der Stadt und lebte eigentlich in Buenos Aires. Ich würde mein Geld dort mit der Rinderzucht verdienen, einige große Herden würden mir gehören. Ich zeigte ihm ein paar Fotos, die ich auf einem Flohmarkt für wenige Pfennige gekauft hatte. Als Grund meiner Deutschlandreise gab ich an, einen Deal über gewaltige Fleischlieferungen einfädeln zu wollen. Es ginge um Fast Food, ein neuer Trend aus den USA. Habe was mit einem Clown und einem goldenen M zu tun. Klang nach viel Geld, aber nicht

sexy genug, dass irgendwer komische Nachfragen stellte, auf die ich vielleicht keine Antwort gehabt hätte.

»Aufregend. Wirklich aufregend«, murmelte der Vermieter. Viel aufregender fand er, ein kleiner dicker Mann mit einer roten Knollnase, einer Hornbrille und Augenringen, dass ich gleich alles in bar zahlte. Ich fischte eine dicke Rolle Geldscheine aus der Tasche und zählte den ausgemachten Betrag sehr offensichtlich vom Stapel runter. Die Gier in seinen Augen war nicht zu übersehen. Auch ein Opfer, dachte ich, aber er war es nicht, den ich übers Ohr hauen wollte. Ich brauchte nur sein Vertrauen. Und was schafft mehr Vertrauen als Geld? Natürlich mietete ich mir die Villa nicht, um darin zu wohnen, sondern um ein paar Reiche Maß zu nehmen. So nennt man es in meinen Kreisen, wenn man jemanden charmant um sein Geld bringt: Man nimmt ihn Maß.

Der Trick war eigentlich recht simpel und wurde anschließend auch von einigen meiner Kollegen durchgezogen. Man gibt also umgehend eine Anzeige auf und bietet die frisch angemietete Villa zum Verkauf. Zur Vorbereitung lässt man einige Schlüssel nachmachen und vereinbart fleißig Besichtigungstermine. Das Objekt muss so günstig sein, dass es nach einem guten Geschäft riecht, aber immer noch so teuer, dass niemand Verdacht schöpft. Ein persönliches Schicksal ist immer ein guter Grund, warum man eine solch schöne Immobilie schnell loswerden will. Frau auf und davon, Job verloren oder so etwas in der Richtung. Der Tod eines Familienangehörigen geht auch immer besonders gut. Das Mitleid der Leute hält sich doch sehr in Grenzen und ist im besten Fall geheuchelt. Der Geschäftssinn obsiegt fast immer. Die Anzeige klang also in etwa so: »Aufgrund persönlicher Umstände Luxusvilla aus der Gründerzeit günstig abzugeben. Perfekte Lage. Elbchaussee. Es eilt ...« Mehr brauchte es nicht. An der Stelle konnte

ich mich zurücklehnen und musste nur noch darauf warten, bis die fetten Fische anbissen. Und sie schnappten reihenweise zu. Das Telefon klingelte ohne Unterbrechung.

Am liebsten waren mir die Idioten, die gleich am Telefon so Sachen sagten wie: »Nehm' das Ding ungesehen« oder »Komme sofort«. Herrlich. Wer die Villa nun aber haben wollte, musste 4000 Mark Kautio in bar mitbringen. Sozusagen ein Vorkaufsrecht und eine Garantie für mich, dass das Gegenüber das Haus auch wirklich nimmt. Meine Ansage: »Brauch' ja was in der Hand. Nicht dass ich in Argentinien sitze und Sie mir abspringen und ich den ganzen Kasperkram hier noch einmal machen muss.« Die Antwort: »Nee, verstehe ich auch. Ganz richtig.« Die finalen Verträge würde man dann machen, wenn ich die schmerzvolle Beerdigung in Buenos Aires über die Bühne gebracht hätte. So erhielt der neue Besitzer die nachgemachten Schlüssel, eine völlig wertlose Quittung, einen Händedruck und die Sicherheit, dass er mich nie wiedersehen würde. An nur zwei guten Tagen hatte ich die Villa öfter verkauft, als ich Schlüssel nachgemacht hatte. Und wenn die Leute sagten, sie hätten jetzt gerade so viel Geld nicht zur Hand, tat ich so, als wären mir ihre paar Piss-Kröten völlig egal. »Dann gebe ich das Haus jemand anderem, auch kein Problem. Ich muss mich aber schon fragen, warum Sie hier meine Zeit verschwenden«, sagte ich dann gerne. »Ähhh, ja«, war dann oft die Antwort. Je mehr man den Eindruck erweckt, dass einem Geld nicht viel mehr als ein lästiges Übel ist, desto schneller sind die Leute bei der Bank. Diesem Phänomen bin ich in meiner Gaunerkarriere immer wieder begegnet. Menschen schalten ihr Gehirn aus, wenn sie glauben, durch eine glückliche Fügung, in diesem Fall das Unglück eines Fremden, ein gutes Geschäft machen zu können.

Wenn ich solche Geschichten heute Leuten erzähle, die nichts mit der Branche zu tun haben, sagen die: »Wie kann man denn auf so etwas reinfallen ...« oder »Das würde heute aber auf keinen Fall mehr funktionieren«. Klar, aus der Ferne lässt sich das leicht sagen. Bei gemeinsamen Günther-Jauch-Fernsehabenden weiß ja auch jeder die Antworten – direkt von der Couch zur 1-Million-Euro-Frage. Jeder behauptet, er würde das mit links machen. Bis man selbst an der Reihe ist und wirklich auf dem Stuhl sitzt. Da scheitern noch ganz andere. Eine außergewöhnliche Situation und die Angst, eine einmalige Chance zu verpassen, macht aus besonnenen Menschen hirnlose Opfer. Wenn man eine solche Atmosphäre schaffen kann, lässt sich jeder sauber Maß nehmen, da bin ich sicher, und der Großteil würde es nicht einmal merken.

Beate Petermann geb. Steinbach, Halbschwester von Mike

Ich kann mich noch sehr gut daran erinnern, wie wir als Kinder, Mike, ich und unser Bruder Gandhi, in Lübeck auf dem Gelände, wo unser Wohnwagen stand, herumtollten. So sind wir aufgewachsen: in einem riesigen Wohnwagen auf einem Gelände für Zigeuner. Wenn ich mich richtig erinnere, waren da auch ein paar Deutsche zwischen. Nicht viele, aber ein paar. Einige von ihnen haben in der großen Fabrik gearbeitet, gegenüber von unserem Platz. Die Fabrik gibt es heute noch, die bauen Maschinen, um Fischen die Köpfe abzuhacken. Dazwischen lagen ein paar Bahngleise, ein kleiner Fluss und ein Industriegebiet. Den Schraubenkönig gab es damals da. Ich glaub, den gibt's heute nicht mehr. Heute ist da irgendein Burger-Laden. Auch die Zigeuner sind weg. Eine leere Wiese

ist da jetzt noch. Hat keiner was hingebaut. Warum auch, ist ja ziemlich ab vom Schuss, da draußen. Der Stadtteil heißt Moisling. Weiß ich alles noch so genau, weil ich ja nie richtig aus Lübeck rausgekommen bin. Warum auch? Ist ja alles hier. Es war eine schöne Zeit, wirklich. Bis zu dem Tag, als Mikey in die Schule kam. Es gibt ein tolles Foto von ihm, stolz wie Oskar mit seinem ersten Anzug und einer riesigen Schultüte, die er mit beiden Händen festhalten musste, damit er sie überhaupt tragen konnte. Unser Vater hat das Bild gemacht. Ich weiß noch, wie sehr sich Mikey auf die Schule gefreut hat. Ich bin ja fünf Jahre älter, kann mich also ganz gut an alles erinnern. Doch schon am ersten Tag in der Schule ging es los. Dreckiges Zigeunerkind. Dreckiges Zigeunerkind haben sie immer gerufen. Als ob das nicht reichen würde, kam noch seine Lese- und Rechtschreib-Schwäche hinzu. Ich weiß nicht, ob vieles nicht vielleicht ganz anders gekommen wäre, wenn die Mitschüler nicht so gemein zu ihm gewesen wären. Kinder können eben grausam sein. Wie dem auch sei, Mikey konnte keinen Satz schreiben. Schon die erste Klasse hat er nicht geschafft. Irgendwann bekam unsere Mutter Besuch von Mikeys Lehrerin. Frau Hildebrand hieß die. Die guckte ganz schön blöd aus der Wäsche, als sie mit ihrem Stiftrack und den Stöckelschuhen aufs Gelände wackelte. Das Umfeld passte sicher ganz gut in das Bild, das sie sich von uns Zigeunern gemacht hatte. »Sie müssen sich darüber im Klaren sein, dass es für Mike das Beste ist, gleich auf die Sonderschule zu gehen«, sagte Frau Hildebrand.

Sonderschule, so ein Blödsinn. Dort wurde es dann natürlich auch nicht besser. Im Gegenteil, Mikey verhielt sich immer auffälliger: Raufereien auf dem Schulhof, er beschimpfte seine

Lehrerin als »Nazi-Sau« und blieb dem Unterricht immer öfter fern. Besonders die Anfeindungen der Mitschüler waren für unsere Mutter schwer zu ertragen, hat sie doch selbst das Nazi-Regime in Auschwitz nur knapp überlebt. Sie Jüdin, unser Vater Zigeuner. Ab der zweiten Klasse ging Mikey gar nicht mehr zur Schule. »Ich hab keinen Bock mehr«, hat er immer gesagt. Da konnten auch die zwei Nachhilfelehrer nicht mehr viel dran ändern. Der eine hat die Buchstaben gesungen, den hat unser Vater gleich an die Luft gesetzt, und der andere hat freiwillig das Handtuch geworfen. War wohl auch 'ne Pfeife. So genau weiß ich das nicht mehr.

Mit acht Jahren hat mein Bruder das Lernen schließlich vollends eingestellt. Zumindest die Art von Wissen, die sie einem in der Schule beibringen wollen. Bis heute glaubt er, dass man ihm, als einzigem Zigeunerkind in der Klasse, keine richtige Chance gegeben hat. Kann sein, dass er damit recht hat, oder? Heute schickt man schwer erziehbare Kinder in irgendwelche Feriencamps oder in die Südsee zum Korallenriff-Aufräumen. Mikey hat man auf die Straße geschickt, ohne eine Chance, ohne eine Perspektive.

Er zog dann mit unserem Vater los, verkaufte Teppiche und kaufte irgendwelche Antiquitäten an. Ich hab davon keine Ahnung. Solche Geschäfte waren in unserer Familie immer Mönnersache. Irgendwann kamen dann das Box-Training und die ersten krummen Dinger. Ich erinnere mich noch, als die Polizei ihn das erste Mal mitnahm. Ich glaube, Mikey war gerade vierzehn oder fünfzehn Jahre alt. »Ich bin unschuldig!«, hat er immer gerufen, »ich bin unschuldig!«.